

László KORINEK – Beáta Zsófia KORINEK

UNSERE TRANSGENERATIONALE GESCHICHTE MIT DER HUMBOLDT-STIFTUNG

1. Der Humboldtianer Vater ...

Im Jahr 1971 schickte ich als Hochschulpraktikant ein Rundschreiben an die damaligen Statistik-Lehrstühle überall in der Bundesrepublik und erkundigte mich danach, was und woraus sie unterrichten. Ich habe deutsche Lehrbücher erhalten, und aus den Antworten wurde mir klar, dass wir die Statistik immer noch nach einer Auffassung des 19. Jahrhunderts unterrichten. Bei der üblichen Fächerverteilung der Fachstatistiken an unserem Lehrstuhl erhielt ich das Fach Justizstatistik. Weiterhin im ständigen Kontakt mit deutschen Kollegen habe ich bemerkt, dass sie unter Kriminalstatistik andere Bedeutungen haben als wir Ungarn. Im Rahmen des Internationalen Wissenschaftlichen Hilfsprogramms „Internationales“, ebenfalls mit Sitz in Bonn, erhielt ich regelmäßig Lehrbücher. Ich werde dafür ewig dankbar sein.

In dieser Zeit wurden bereits in den USA und dann in den 1960er Jahren auch in Westdeutschland so genannte Dunkelfeldforschungen eingeleitet. Nachdem ich von den Ergebnissen dieser – aus den von deutschen Kollegen erhaltenen Büchern – erfahren hatte, wurde mir klar, dass die Methode zur Erneuerung der inländischen Kriminalitätsstatistik darin besteht, die Bevölkerung beispielsweise zu befragen, welche Verstöße die Bürger nicht anzeigen. Das heißt also: Wie groß ist das Dunkelfeld? Glücklicherweise begann sich auch das wissenschaftliche Leben bereits in den frühen 1980er Jahren zu erneuern. In dieser Periode wurde das erste Ausschreiben des Nationalen Wissenschaftlichen Forschungsfonds (OTKA) angekündigt. Mir wurde eine Summe zugesprochen, um die ersten Forschungen im Bereich Dunkelfeld im Inland durchzuführen. Im Rahmen dessen befragte ich die Einwohnerschaft, welche Verstöße gegen sie begangen worden sind, ob diese von ihnen angezeigt worden seien, wenn nicht, warum nicht; was für Erfahrungen sie mit Strafverfolgungsbehörden hatten, und so weiter. Zu diesem Zeitpunkt waren meine Publikationen bereits im Westen veröffentlicht und ich wurde an das Max-Planck-Institut in Freiburg vom Direktor eingeladen.

Anfangs konnte ich dort drei Monate verbringen, wo mir eine Studie vorgestellt wurde, die gerade gestartet wurde und genau so aufgebaut war, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Daher befragten wir 1982 denselben Fragebogen in drei Regionen: in Baden-Württemberg/ Deutschland, in Texas/USA und im Kreis Baranya/Ungarn. Daraus schrieb ich dann meine Dissertation, die ich 1984 verteidigt habe.

Inzwischen wurde ich Humboldt-Stipendiat in der BRD. Um dieses Stipendium zu erhalten, habe ich meinen Antrag beim Ungarischen Stipendienrat wie gefordert eingereicht, dieser wurde aber sofort abgelehnt mit der Aussage: „*Das brauchen wir nicht!*“, währenddessen der schon erwähnte Direktor des Max-Planck-Instituts auf mich wartete. Aufgrund der in der Stipendienausschreibung festgelegten – und mich drohenden 40-jährigen – Altersgrenze schrieb ich einen Brief an die Bonner Stiftung und informierte sie darüber, dass ich diese Möglichkeit im nächsten Jahr in Ungarn wahrscheinlich nicht mehr in Anspruch nehmen kann. Ich wurde gebeten, meine Bewerbung direkt an sie zu senden. Ich erhielt umgehend die Antwort, das Stipendium erhalten zu haben. Der Vizerektor der Pécs-Universität teilte mir rügend mit – offenbar auf Anweisung der Staatssicherheit – dass ich mit diesem Schritt einem großen Forscher die Chance entnehme. Jedoch wurde mir nicht untersagt, nach Deutschland zu fahren.

Zum ersten Mal konnte ich im Jahr 1983 zusammen mit meiner Familie als Stipendiat für sieben Monate nach Deutschland gehen, dann 1985 und 1988 in mehreren Teilen. Danach jedes Jahr für einen Monat bis 2007. Die Förderung der Humboldt-Stiftung hat mich während meiner gesamten wissenschaftlichen

Karriere begleitet, und ich empfinde eine Art Schicksal darin, dass ich in der letzten Woche meines letzten Stipendienmonates in Freiburg eine telefonische Benachrichtigung aus Ungarn erhalten habe, dass ich zum Akademiker gewählt wurde.

Als erster deutscher Honorarkonsul zwischen 1996 und 2013
(Foto: Familienarchiv)



Als ich im Jahr 1996 vom vereinigten Außenministerium mit Sitz noch immer in Bonn erbeten wurde, erster deutscher Honorarkonsul mit Sitz in Pécs zu werden, hielt ich es für meine moralische Pflicht, dieser Bitte nachzukommen, denn ich wollte – und vielleicht während der 17 Jahre gelang es mir auch – die Geste der Humboldt-Stipendien an mich der deutschen Gesellschaft zu honorieren.

Es freut mich, dass sich meine Tochter, die schon als kleines Kind auf meinen Stipendienreisen den schönen und holprigen Weg des wissenschaftlichen Arbeitens miterleben durfte, angesteckt hat und sich auch für diesen Beruf entschieden hat.

2. ... und seine Tochter



An der Jahrestagung der Alexander von Humboldt-Stiftung 1983
(Foto: Familienarchiv)

Im späten Frühjahr 1983 bohrten mein Vater und Großvater Holzplatten in den Dachgepäckträger unseres Trabants. So passte der größtmögliche Koffer auf unser kleines Auto und er fiel kein einziges Mal davon herab während unserer großen Reise. Er war bestimmt für Nahrung, Konserven, Nudeln, Salami, Mehl. So versuchten meine Eltern die Kosten für unseren Aufenthalt und drei Monate Unterkunft zu reduzieren.

Damals war ich noch ein kleines Kindergartenmädchen, das die Grenzen Ungarns noch nie übertreten hatte. In meinem Umfeld, außer meinen geliebten Großeltern und meinem Vater – und meinen Verwandten in Westdeutschland, Österreich, die jedes Jahr zu uns zu Besuch kamen – kannte ich noch keinen, der über die Operenz (I) (Ob der Enns) kehrte.

Ich habe kaum Erinnerung an die Rahmen meines damaligen Lebens. Die Auslandsreise, die mir damals unvorstellbar lange und aufregend zu werden versprach, ähnelte einem Umzug; ihre Ereignisse kann ich auch heute noch fotoartig in mir hervorrufen. Tagelang dauerte unsere Odyssee bis wir angekommen waren; unser Trabant wirkte auf den Autobahnen „im Westen“ – unter den noch von mir nie gesehenen, unglaublich schnellen und bunten Autos – wie eine Schnecke, die ihr Haus auf dem Rücken trägt.

Ich spüre noch immer ein seltsames Engegefühl im Bauch, wenn wir uns den Zoll/Grenzübergang annähern, denn wir gelangen erst nach vielen Versuchen für so lange „raus“. Ich weiß, dass auch meine Eltern Angst hatten, erfolgreich und sicher anzukommen und anschließend gesund heimzukehren, geprägt von viel Erfahrung und neuem Wissen. Tagelang waren wir unterwegs; eine Unterkunftsmöglichkeit an einer unserer Raststationen erhielten wir bei einer in der Nähe von Salzburg lebenden Familie. Ich habe noch immer die mit Blumen geschmückte Schmuckschatulle aus Metall, die mir die kleine Tochter der Gastgeberfamilie in meinem Alter gegeben hat, sowie ein Bilderalbum aus der Menschheitsgeschichte, in dem Frau und Mann, die Adam und Eva dargestellt haben, auf dem Foto unverhüllt posierten; auch sowas habe ich vorhin noch nie gesehen.

Dann aß ich das erste kontinentale Frühstück meines Lebens in einer Alpenpension. Ich machte mir Sorgen, dass ich nicht alles von dem für mich neuen Essen kosten könnte, was vor mich gesetzt wurde; als meine Eltern nicht zuschauten, steckte ich eine kleine Butter und Marmelade in die Tasche meiner Leinwandhose. Die Trübung enthüllte sich schnell: beim Aussteigen an der nächsten Autobahnraststätte bemerkten sie die geschmolzene Butter an meiner Hose.

Es war ein seltsames und zugleich heimeliges Gefühl, zum ersten Mal in meinem Leben das Haus meiner Verwandten in Stuttgart zu betreten. Obwohl sie uns jedes Jahr besuchten, konnte ich sie in meinem Köpfchen nichts zuordnen; so wurden auf dieser Reise wurden auch Familienbrücken gebaut. Später gingen wir auch zu einer Tante, die selbst meine Eltern nie zuvor kannten, da sie und ihre Geschwister während des Krieges wegen ihrer Herkunft aus der ungarischen Heimat vertrieben wurden. Dank unseres Besuches im Haus meiner Tante konnte ich die Quelle erblicken, wo die Donau entspringt. Auf die Ermutigung meines Vaters warf auch ich ein Blatt rein, mit der Hoffnung, dass es eventuell nach Ungarn gelangt. Ja, wir waren damals schon im Schwarzwald, und bald in den schönen Wäldern, kurvenreichen Straßen konnte ich im Spätfrühling 1983 zum ersten Mal die Stadt sehen, die ich seitdem als meine zweite Heimat liebe, und die ich, wenn ich dorthin längere Zeit nicht zurückkehren kann, in meinen Träumen immer wieder auftaucht. Das ist die Stadt, deren Teile ich fast 100-prozentig kenne: Freiburg im Breisgau.

Was alles habe ich aus dieser ersten Reise gelernt? Zum einen die Offenheit, da ich das Max-Planck-Institut regelmäßig besuchen durfte, was der Arbeitsplatz meines Vaters war, für mich aber damals noch mehr eine Spielwiese voller Wunder bedeutete. Das damals hochmoderne, auch heute noch besondere, imposante Gebäude am Waldrand mit seinen zahlreichen,

Fenstern, seine mit Pflanzen geschmierten Terrassen. Das Gebäude mit einem Duft, der, wenn ich immer wieder zurückkehre, immer der gleiche ist: der Duft einer besonderen Mischung aus seinen Büchern und Holzmöbeln. Der graue weiche Teppichboden und die Stille. Die Stille, der gegenseitigen Aufmerksamkeit. Vertrautheit, die Einzigartigkeit der Anwesenheit aus vielen Ländern, Interdependenz, die legere Überbrückung von Sprachschwierigkeiten.

Das Max-Planck-Institut in Freiburg 1983
(Foto: Familienarchiv)



Die vorbildliche Gastfreundschaft der Professoren. Jetzt als Erwachsene kann ich die großen Namen, die ich in diesen Jahren in ihrem Zuhause besuchen durfte, sehr schätzen, Professor *Eser*, Professor *Jescheck* und viele andere mehr.

Zu dieser Zeit lebten in Ungarn Menschen mit Behinderungen noch in geschlossenen Anstalten, daher war für mich der Anblick von Rollstühlen und geistig behinderten Menschen auf deutschen Straßen eine neue und unbekannte Erscheinung, ebenso wie die Präsenz von Punk-Gruppen. Ich glaube meine Eltern mussten mir oft bewusst machen, sie einfach nicht anzustarren.

Ich ging auch in den Kindergarten, in einen wunderbaren Kindergarten, wo ich als Ungarin ein echtes Kuriosum war und meine Kindergärtnerinnen mein Andenken auf eine besondere Weise bewahrten, indem sie mich ungarische Volkslieder singen ließen, die sie dann auf ein Tonbandgerät aufgenommen haben. Und nach einem Monat verstand ich alles auf Deutsch und gerade fing ich an zu sprechen, als meine Kindergartenzeit in Freiburg zu Ende ging, der ich meine Aussprache auch trotz langjähriger passiver Sprachkenntnisse bedanken darf.



An der Donauquelle 1985, zur Zeit des zweiten Humboldt-Forschungsaufenthaltes von *László Korinek*
(Foto: Familienarchiv)

Mitten im Sommer kam dann das Crescendo des großen Abenteuers, das jährliche Treffen der Humboldt-Stiftung (2). Bis dahin fand ich diese für mich neue Welt unermesslich bunt, doch erlebte ich dort, im Garten der Kanzleramtsresidenz in Bonn, sogar ein Wunder: wie viele Nationen, viele Trachten. Wir waren nur wenige UngarInnen, und ich war das jüngste unter den Kindern. Meine spätere Englischlehrerin, *Ágnes Lábady*, lernte ich dort kennen. Mit ihren Eltern und ihrem Bruder nahm sie dort teil, und von uns trug sie die bestickte ungarische Volkstracht. Von ihr und ihrem Bruder *István* wurde ich betreut, weil ich früh müde wurde. Aber vorher noch, auf die Ermutigung meines Vaters, dort im Garten der Villa Hammer Schmidt, ging ich auf den deutschen Bundespräsidenten zu und schüttelte ihm tapfer die Hand. Ewige Erinnerung! Darauf folgte das Segeln am Rhein; und im Kölner Dom zog ich mir den ersten Zahn heraus, den ich als erster dem Wirtschaftswissenschaftler-Akademiker *János Kornai* zeigte, der vorhin neben uns an Bord saß. Unbemerkter begann ich mich zu Hause zu fühlen in einer bunten Welt, die wir meinem Vater, aber vor allem der Humboldt Stiftung zu verdanken haben.

Die Zahl meiner neuen und prägenden Erfahrungen wuchs mit jeder Rückkehr. Schließlich kehrte ich Ende der 1990er Jahre aus eigener Kraft, zunächst nur als Bibliotheksassistentin an das Institut zurück, um einen Sprachschulkurs in Freiburg zum einen aus eigener Kraft zu finanzieren. Zum anderen wurde mir der Sprachkurs durch die Förderung des Sozialverbandes Kolping-Deutschland ermöglicht. Dann, nach dem Studium, wurde mir immer mehr bewusst, dass für mich nicht der praktische Anwaltsberuf die Zukunft bedeute, vielmehr aber die wissenschaftliche Forschungsarbeit. Auch mit dem Ziel, meinem Vater zu beweisen, dass ich aus eigenem Anspruch und allein dorthin zurückkehren kann, wo ich damals als Kind so froh war, bewarb ich mich beim DAAD um ein Stipendium und verbrachte schließlich zwei Jahre einerseits an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; andererseits am Max-Planck-Institut unter der Leitung von Herrn Professor *Albrecht* und Herrn Professor *Kury*.

In meinem Erwachsenenleben waren diese zwei Jahre genauso wichtig wie das Jahr 1983 als Kind. Es war auch schön, diese Zeilen niederzuschreiben, den seltsamen Kreislauf des Lebens zu verstehen. Bevor ich nach Hause zurückkehrte, um meine universitäre Forschungsarbeit aufzunehmen, ging ich abschließend dieser Periode noch an die Texas AM University in Texas, wie anfangs mein Vater während seiner Forschungskarriere auch mit texanischen Kollegen zusammenarbeitete. Bereits 2011 konnte ich auch mit meinen Kindern und meinem Mann in meine zweite Heimat zurückkehren.

Heute weiß ich schon, dass mir Freiburg auch die Offenheit für die Welt, für meine Forschungsthemen, gegeben hat. Häusliche Gewalt, alternative Methoden der Konfliktbearbeitung, Verbesserung der Situation von gefährdeten Kindern, die aus der Familie genommen worden sind.

Damals haben wir mit Hilfe eines Bekannten auch ohne Pass die Schweizer Grenze von Freiburg aus überquert; heute nehme ich gerade an einem Projekt einer Schweizer Kinderschutzforschung teil und bin zu Hause damit beschäftigt, Kinderschutz-Freiwillige unter Jurastudenten zu einem offenen, empathischen Fachmann auszubilden. Lasst uns Brücken bauen! Dank der Humboldt Stiftung, Deutschland und meinem Vater wurden die Brücken seitdem gebaut. Das Wichtigste sind jedoch die Wurzeln, und ich bin glücklich, denn ich habe immer noch das Gefühl, zwei Heimaten zu haben!

- (1) Typischer Eröffnungssatz im Band Ungarische Volksmärchen; weist laut Interpretationen auf die Gebiete oberhalb der Enns in Oberösterreich hin.
- (2) Wie interessant ist, dass wir damals noch ganz mühsam aus einer geschlossenen Welt herausgekommen sind. Ich erinnerte mich auch heuer daran, als ich an der Humboldt-Kolleg „Building Bridges“ den Vortragenden hinter dem Bildschirm meines Computers zuhörte; schließlich sind wir wieder abgesperrt.



Dr. Beáta Zsófia KORINEK (1977), DAAD-Stipendiat seit 2003 (Max-Planck-Institut in Freiburg, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg). Mediator bzw. Assistentin am Lehrstuhl für Bürgerliches Recht der Universität Pécs. Forschungsschwerpunkte: Kinderschutz, dysfunktionale Familien, Bullying, Familienrecht und Sozialrecht. Sie ist Gründungsmitglied des Jugendkolpingwerkes Pécs und leitet seit 12 Jahren ein freiwilliges Kinderschutzprogramm für Studenten. Sie ist Mitglied von EUROCHILD und FICE.

Em. Prof. Dr. László KORINEK (1946), Kriminologe an der Universität Pécs, Humboldt-Stipendiat seit 1983. Unterstaatssekretär für Strafverfolgung im Innenministerium von 1990 bis 1993. Gewinner des Beccaria-Preises 1990. Zwischen 1990 und 1998 Vorsitzende des Ungarischen Kolpingwerkes. Honorarkonsul der BRD in Pécs zwischen 1996 und 2013. Korrespondierendes Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften seit 2007, ordentliches Mitglied seit 2013. Gründer und Organisator der deutschsprachigen Sommeruniversität für Kriminologie und Strafrecht an der Universität Pécs von 2006 bis 2016. Autor von 300 wissenschaftlichen Publikationen und 10 Büchern.